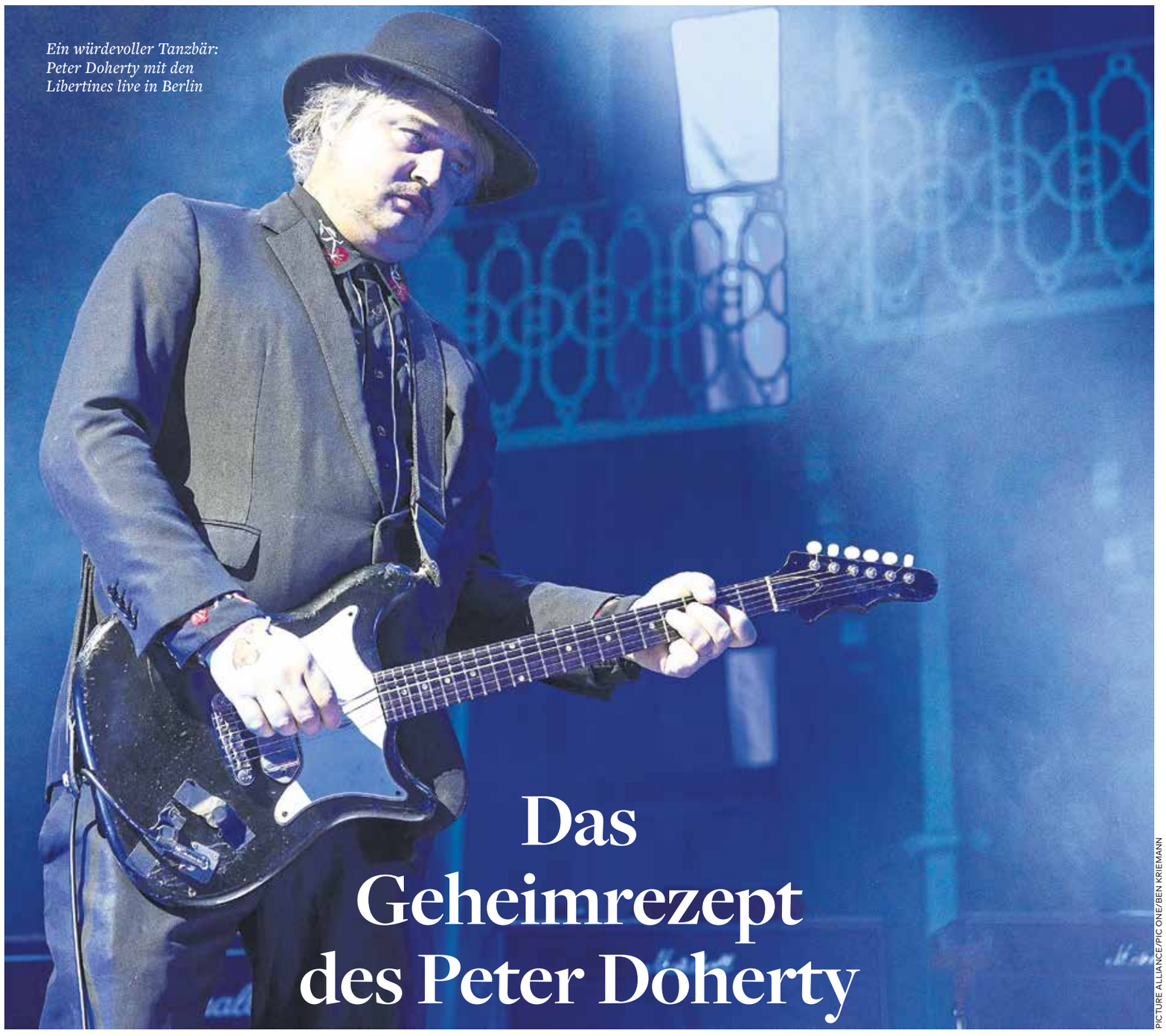
Dieses Dokument ist lizenziert für VÖBB-Servicezentrum, ui58016c.
Alle Rechte vorbehalten. © DIE WELT. Download vom 10.02.2025 11:03 von genios.genios.de.



Ein würdevoller Tanzbär: Peter Doherty mit den Libertines live in Berlin

PICTURE ALLIANCE/PIC ONE/BEN KRIEMANN

Das Geheimrezept des Peter Doherty

Totgesagte leben länger: Er war schon mal ziemlich weit unten auf der Leiter in den Hades. Jetzt ist der moderne Orpheus, die Offenbarung des Rock'n'Roll wieder da, mit den Libertines, einer Kunstausstellung und einem Solo-Album. Eine Begegnung in Berlin

Erst mal eine rauchen, meint Doherty, und tritt auf die Berliner Torstraße hinaus. Ihm folgt mit hängenden Lefzen Gladys, sein großer, brauner Hund, 60 Kilo schläfriger Rock'n'Roll, der schon alles gesehen hat und die ganze Libertines-Tour mitmacht, als treuester Superfan seines Herrchens. Es sei denn, Carl Barât, der zweite Sänger und Gitarrist der Band, schmeißt ihn entnervt aus dem Tourbus, weil Gladys mal wieder zu ihm ins Bett klettern will.

VON JAN KÜVELER

Doherty ist aus drei Gründen in Berlin. Erstens, weil er mit seiner alten Band, den Libertines, am Vortag ein Konzert in der Columbiahalle gespielt hat. Zweitens, weil die janinebeangallery in Mitte seine Bilder ausstellt (ja, er malt auch, und gar nicht mal schlecht). Drittens, weil er noch lebt. Das ist beileibe keine Selbstverständlichkeit. Sein neues Solo-Album, nachdem er mit den Libertines auch eben erst eines herausgebracht hat, erscheint im May und heißt folglich „Felt Better Alive". Einst war Doherty abgeschrieben als der Nächste auf der Liste jener von der Muse geküssten Todeskandidaten, Heroin-Heroen, für die es jeden Tag und vor allem jede Nacht Spritz auf Knopf steht. Oder eher stand. Denn gefühlt war Doherty der Letzte in der langen Reihe von Orpheus über Jim Morrison bis Amy Winehouse, ein Nachzügler, der sich nicht nur in die Hochzeit der Musik, die er selbst spielte, zurückträumte, also die Sechziger-, Siebzigerjahre, sondern gleich ins 19. und frühe 20. Jahrhundert, als nicht nur der Imperialismus der Engländer in seinem Zenit stand, sondern auch ihre Poesie. Eher untypisch für die Popstars der letzten Jahre, die lieber mit ihren Smartphones herumspielen und von Avocado-Dinkeltoast und Ingwershots leben.

Doherty hat nicht mal ein Telefon, wie er kürzlich erwähnte, anlässlich einer Einladung, an einer französischen Uni über Ruhm zu dozieren. Er müsse nun vier 45-minütige Essays schreiben, sagte er, aus der Sache komme er nicht mehr raus, weil er den Scheck schon eingelöst habe. „Da werde ich mir wohl ein Telefon besorgen müssen." Offenbar, um darauf zu schreiben oder seine Gedanken zu diktieren oder, wer weiß warum. Angetan hatten es ihm schon als Teenager die mit dem Mythos flirtenden Verse Lord Byrons, der aberwitzige Fatalismus Oscar Wildes und die Feiern einer Jugend im Schützengraben der Soldatenpoeten Robert Graves und Siegfried Sassoon. Sein Vater war in der Armee. Eine Kindheit hinter Stacheldraht, eingesperrt im Camp in Irland und draußen die IRA. Das Literaturstudium war nach ein paar Monaten gegessen, als Doherty dämmerte, dass den Kommilitonen gar nicht das Herz überfloss, sondern sie lieber uninspiriert in kalter Asche rührten und hofften, dass dabei ein Schein abfiel.

Er konnte drei, vier Akkorde auf der Gitarre. Warum also nicht eine Band gründen, The Libertines, zusammen mit besagtem Carl Barât und zwei weiteren aus dem Kreise der berühmten namenlosen Drummer und Bassisten? Die Songs hießen „Music When the Lights Go Out" oder „Can't Stand Me Now", sie klangen wie von einem musikalischen Gärtner gepfropft aus dem stolzen Zorn von The Clash und den süßen Chören des Britpop. Die Konsequenz: Nummer-1-Hits, ohnmächtige Teenager und Awards en masse. Da guckten selbst in New York die Strokes blöd aus der Wäsche. Die Popnation England hatte wieder einen Weltmeister.

Das Geheimrezept? Liegt auf der Hand: Pete ist einfach ein Poet. Das geriet zwischendurch etwas in Vergessenheit, im Regenbogenpressenblitzlicht seiner Beziehung zu Kate Moss, einem eifersüchtigen Einbruch in Barâts Wohnung, gefolgt von Gefängnis, und dem ewig als Laudanum und Opium verklärten Heroin, inklusive Rehabs, Rückfällen, Rehabs. Aber Doherty strafte all die Unken Lügen und erwies sich als Stehaufmännchen. Heute, mit 45, ist der Schopf ergraut, aber so widerborstig wie eh und je. Und sein Träger verheiratet mit der Filmemacherin und Musikerin Katia de Vidas und zum dritten Mal Vater. Um die kleine Billie-May kümmert er sich zärtlich, zu Hause im malerischen normannischen Küstenstädtchen Étretat, da, wo der fiktive Meisterdieb Arsène Lupin herstammt. Das Haus von de Vidas Großeltern geht auf die schroffen Klippen hinaus. Doherty mag sie in mondhellen Nächten betrachten wie eine granitene Metapher für den Abgrund, an dem er so oft gestanden hat und doch nie hinuntergestürzt ist.

Seine neuen Songs, über die noch nicht viel verraten werden darf, weil bislang nur eine erste Single draußen ist, besingen die ewigen Zyklen des Lebens. „Calvados" etwa setzt einem Apfelbauern ein Denkmal. Zu Weihnachten verpflichtete ihn die Gemeinde, um Touristen in seinem Karren herumzukutschieren. Doherty erkannte den Bauern wieder, den er zuvor bei der Ernte beobachtet und der ihn zu dem neuen Lied inspiriert hatte. Er erzählte ihm davon. Der Mann war durchgefroren und desinteressiert. Kurzerhand lief Doherty nach Hause, holte seine Gitarre, stieg auf den Karren und spielte dem Bauern das Lied vor. Jetzt flossen Tränen. So was kann nur die Musik. Und besonders die von Doherty.

Man kann lange darüber sinnieren, warum. Zum Beispiel fällt auf, dass die Libertines zum hymnischen Krawall tendieren, Doherty solo aber eher zu einer flirrenden Melancholie, der es gleichzeitig nie an Witz fehlt. Im Gegensatz zu den Gitarren- und Schlagzeug-Kaskaden der Libertines zirpen auf seiner ersten Solo-Platte „Grace/Wastelands" von 2009, aber auch jetzt wieder die Geigen und quietschen die Trompeten, und doch öffnet sich ein Raum der Ruhe, der fast etwas Sakrales hat. Wenn er sich nicht, was er freiwillig und gern tut, einer Band-Demokratie beugen muss, sondern tun und lassen kann, was er ganz allein will, erscheint dieser andere Doherty, der doch derselbe ist. So sagt er es auch in Berlin, ein paar Stunden vor der Vernissage seiner Kunst.

Am Vortag auf der Bühne hat man die beiden Dohertys schon in Personalunion gesehen. Während Barât dazu neigt, rumpelstilzchenhaft herumzuhüpfen, ruht Doherty in sich selbst, auch wenn er ein paar grazile Schrittchen macht. Er hat – dazu mag auch die neue Leibesfülle beitragen, die sich der Heroinabstinenz und dem Camembert- und Rotweinzuspruch verdankt – etwas von einem tapsigen Tanzbären, der auch in der Manege seine angeborene Würde bewahrt. Und sein Gesang ist sowieso immer derselbe, glockenhell, verträumt, mal ins Sprechen wechselnd, dann wieder in den nächsten goldenen Refrain mündend. Dazu hopsen begeistert die Zwanzigjährigen, als wären seit der Geburt dieser Band keine 20-plus Jahre vergangen. Ihr neues Album „All Quiet on the Eastern Esplanade" stand vergangenes Jahr wochenlang an der britischen Chartspitze.

Neuerdings leidet Doherty unter Typ-2-Diabetes. Nach der Diagnose bekannte er schockiert, er habe nicht gewusst, dass Zucker und Alkohol genauso verheerend sein könnten wie Heroin. Auf der Bühne und in der Galerie trägt er Slipper, vielleicht auch, weil zuletzt zwei Zehen dunkel geworden seien. Die Galeristin fragt, ob er gern einen Kaffee hätte. „Lieber einen Tee", sagt Doherty. Schwarz oder grün? „Was Gesundes." Also einen grünen. Vor einer Weile besuchte der britische Fernsehinterviewer Louis Theroux Doherty in Étretat. Man sieht die beiden an einem offenbar ziemlich frostigen Tag ins Meer springen, wobei Doherty keine Sekunde daran denkt, den Bauch einzuziehen, sondern lieber Theroux mit Algen bewirft. Einmal liegen sie auch zusammen im Ehebett. Da erzählt Doherty, dass er nicht glaube, das Schicksal hätte ihn für ein langes Leben auserkoren.

Wie das heute sei, frage ich. „Besser", sagt er. „Ich versuche, so gesund wie möglich zu leben." Die Sache hat allerdings einen Nachteil: Das Songwriting geht ihm *under the influence* einfach leichter von der Hand.

Ein paar Gläser Rum, vielleicht ein bisschen Kokain und, Zack, sei früher der nächste Hit fertig gewesen. Jetzt gehe das natürlich nicht mehr, und dann das ganze Windelwechseln. Wie denn das neue Album entstanden sei, will ich wissen. Na ja, sagt er, „manchmal schleiche ich mich nachts um drei in den Keller, da passiert das dann". Mit Muttis kleinen Helferchen oder ohne? Er sieht mich an und sagt zwar was, aber auch: „Das bleibt unter uns."

Er hat ohnehin die Theorie, dass alles von Anfang an da war: Sternenstaub, Asteroiden und so. Und zwischendrin die Melodien. Er gesteht, dass er dem Apfelbauern den Calvados-Song auf den Leib geschrieben habe, weil er sich insgeheim nach genau so einem Leben sehne, fünf Generationen selbstloser Arbeit im Schoße der Natur. Aber genau das tue er doch, sage ich. Er kultiviere die Lieder, die er aus der Hintergrundstrahlung des Universums ernte. Da strahlt er und springt auf und legt mir seine großen, freundlichen Pranken, die einem Farmer Ehre machen würden, um die Schultern. Gladys kennt das schon, er liegt da und verzieht keine Miene.

Die konservative Lösung im Schlabberlook

Der etablierte Kulturmanager Matthias Lilienthal als Intendant der Berliner Volksbühne ist keine mutige, aber eine fundierte Entscheidung

Der Neue ist ein alter Bekannter: Matthias Lilienthal, stilecht in Kapuzenpulli und Jeans, muss selbst kurz überlegen, wie viele Jahre seit seinem Abschied von der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz vergangen sind. Die Antwort: fast 27. In dieser Zeit leitete der Dramaturg und Kurator das HAU Hebbel am Ufer und die Münchner Kammerspiele, mal heiß geliebt und mal ebenso leidenschaftlich gehasst.

VON JAKOB HAYNER

Nun ist die meistdiskutierte Kulturpersonalie der Hauptstadt entschieden: Lilienthal wird ab 2026 die Berliner Volksbühne leiten. Dabei sind mit Florentina Holzinger und Marlene Monteiro Freitas auch zwei Tanz- und Performancestars. Keine mutige, aber eine fundierte Entscheidung. Bei der gut besuchten Pressekonferenz am Freitagvormittag spricht Berlins Kultursenator Joe Chialo (CDU) von einer „guten Nachricht für alle Theaterfreunde in Deutschland, gar europaweit". Unter 30 Bewerbungen habe sich Lilienthal durchgesetzt. Ist er nun der Retter eines zerrütteten Hauses? Mit dieser Erwartung startete schon René Pollesch seine Intendanz, doch vor knapp einem Jahr starb der Autor und Regisseur, kurz nach seiner letzten Premiere „ja nichts ist ok". Seitdem ist das Haus weit entfernt von okay. Nun müssen auch noch zwei Millionen Euro im laufenden Jahr eingespart werden, zwei große Produktionen wurden bereits gestrichen.

Lilienthal ist einer, der in Berlin bereits bewiesen hat, unter schwierigen Bedingungen arbeiten zu können. Nach seiner Zeit als Dramaturg an der Volksbühne übernahm er die Aufgabe, das Hebbel-Theater mit dem Theater am Halleschen Ufer zum HAU Hebbel am Ufer zu fusionieren. Er holt das Label Rimini Protokoll und Milo Rau ans Haus, das er mit spektakulären Inszenierungen wie der 24-Stunden-Performance „Unendlicher Spaß" nach dem Roman von David Foster Wallace deutschlandweit bekannt machte. Auf der Pressekonferenz bezeichnet Lilienthal das als seine „glücklichste Zeit" als Theaterleiter.

So erfolgreich war Lilienthal allerdings nicht immer in seiner Karriere. An den Münchner Kammerspielen forcierte er den Umbruch von einem starken Ensemble- und Schauspielertheater zu Projekt- und Performanceplattform, das Publikum flüchtete, in der Presse war von „Jammerspielen" und „Performeritis" die Rede, die Kulturpolitik knickte ein. Nach fünf Jahren war Schluss, für Lilienthal war es seine „kämpferischste Zeit". Wiederholungsgefahr? Kaum. Der Vorteil ist, dass die Volksbühne als experimentelle Bühne bereits etabliert ist, niemand erwartet dort „Klassikerdienst".

Es sieht zwar nicht so aus, aber Lilienthal ist für die Volksbühne das, was er in München nicht war und auch nicht sein konnte: eine konservative Lösung.

SOEREN STACHE/DPA

Matthias Lilienthal bei seiner Vorstellung als neuer Intendant

Lilienthal, 1959 geboren und in Neukölln aufgewachsen, kennt die Stadt und deren Kunstszene. Sein schnoddriger Stil verfängt im mit modischen Sonderwegen vertrauten Berlin besser als bei der Münchner Schickeria. Und mit seinen inzwischen 65 Jahren bringt er viel Leitungserfahrung und ein großes Netzwerk mit. Das Beratergremium, in dem unter anderem Kay Voges und Milo Rau saßen, traute Lilienthal offensichtlich, weil einstimmig zu, das Haus am Rosa-Luxemburg-Platz nach Polleschs Tod zu konsolidieren.

Lilienthal hatte auch den Vorteil, dass sein Terminkalender nicht so prall gefüllt sein dürfte wie der eines angesagten Regisseurs, zum Beispiel von Ersan Mondtag. Weil sich eine Interimsintendanz zerschlagen hat – die Kürzungen im Budget haben Vegard Vinge und Ida Müller verschreckt – wurde eine Lösung gesucht, die schon vor dem anvisierten Start 2027 bereitsteht. So ist es nun gekommen: Lilienthal startet offiziell bereits 2026. Bei den Hamburger Lessingtage, die er noch verantwortet, wird er bis dahin aussteigen, vermutlich auch bei dem Festival „Performing Exiles" an den Berliner Festspielen.

Die Wahl zeigt auch, dass es in Berlin längst nicht mehr die starken Regisseure sind (wie zu Zeiten von Peymann, Ostermeier, Castorf und Petras), die die Theater leiten. Lilienthal wird klar der organisatorische Kopf der Volksbühne sein. An seiner Seiten wird es zusätzlich ein „Artistic Board" geben, dem Holzinger (die seit Pollesch am Haus arbeitet) und die kapverdische Choreografin Marlene Monteiro Freitas (die dieses Jahr das renommierte Festival d'Avignon eröffnet) angehören werden. Freitas grüßt mit einem generischen englischsprachigen Statement, Holzinger sitzt sehr lässig neben Lilienthal auf der Bühne. Sie sei „urhappy", dass Lilienthal die „Drecksarbeit" machen werde.

Das „Artistic Board" ist einerseits das Signal, dass man eine Ausnahmekünstlerin wie Holzinger unbedingt am Haus halten will. Die hatte sich selbst beworben, allerdings ihre Bewerbung zurückgezogen, weil sie zurzeit lieber an verschiedenen Häusern arbeiten will, anstatt eines zu leiten. Und andererseits ist es das Signal, dass Tanz und Performance das Profil des Hauses auch in Zukunft stark prägen sollen. Wird die Volksbühne zum Tanzhaus? Lilienthal wiegelt ab, er spricht von ungefähr einem Drittel Tanz und zwei Drittel Theater. Wobei das nicht notwendig klassisches Schauspiel meint, auch wenn Holzinger witzelt, sie könne doch auch mal einen Tschechow machen.

Von Lilienthal gibt es ein paar Ausblicke aufs Programm. Es wird ein „internationales Line-up" geben, als „bewussten Widerstand gegen die Renationalisierung". In die Stadt soll es auch rausgehen, sogar bis nach Spandau. Als Gegenstück zu den früheren Dostojewski-Abenden von Castorf wird der polnische Regisseur Łukasz Twarkowski sich mit dem Schriftsteller beschäftigen. Und der Schweizer Stefan Kaegi von Rimini Protokoll wird ein ostdeutsches Parlament inszenieren, offenbar als Reminiszenz an die Tage, als groß „OST" auf dem Dach prangte.

Für Lilienthal ist die Leitung der Volksbühne die Krönung seiner Karriere als Theaterleiter. Sein Vertrag gilt bis 2031, dann wird er über 70 Jahre alt sein. „Ich habe Lust, mich mit einer jungen Generation nochmal neu zu erfinden", sagt Lilienthal. Das kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Volksbühne an diesem Freitag nicht – wie damals mit Castorf – in die Hände eines aufstrebenden Ausnahmekünstlers gegeben wurde, sondern eines trotz Schlabberlooks etablierten Kulturmanagers. Kein großer Umbruch, aber die Chance, starken Künstlern in einem umsichtig geleiteten Haus eine Bühne zu bieten. Bei Holzinger scheint die Vorfreude jedenfalls groß: „Let's fuck shit up!"